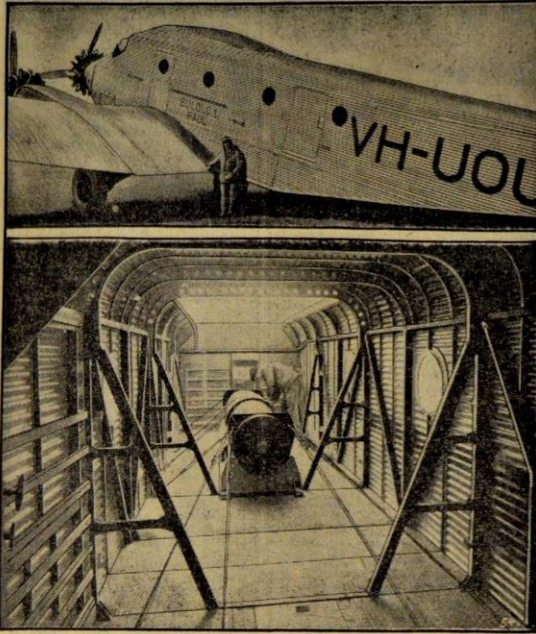


Junkers baut Flugzeug für Goldtransport in Neu-Guinea



Oben: Das von den Junkerswerken hergestellte Schwerflugzeug, das der Chefpilot der Guinea-Airways, Leutnant Croß.
Unten: Die Innenansicht des Flugzeugs mit einem riesigen Ventilator, das bei den Probefahrten als Belüftungserzieher einmontiert wurde. Die deutschen Junkerswerke in Dessau erhielten den Auftrag, eine Anzahl sehr schwerer Ma-

schinen vom Typ G 31 für den Goldtransport in Neu-Guinea zu liefern. Bis jetzt bestanden ein-gehobene Trägerkolonnen durch den Urwald und über 3000 Meter hohe Gebirgspässe den Transport, der nun auf dem Luftwege ungleich schneller und sicherer vor sich gehen soll. Auch den Transport von Baggern für die Goldgewinnung sollen die Flugzeuge übernehmen.

Der Rheinlandverkehr 1930

Der Rheinische Verkehrsbericht meldet:

Die Zeit des sommerlichen Fremdenverkehrs am Rhein ist vorbei. Die „Saison“ (wie man noch immer „zu deutsch“ sagt) ist zu Ende. Ein hohes Lied singt wohl niemand darauf in diesem Jahre, denn sieben Wochen Regen und nachher immer noch Wasser von oben haben die Wirkung aller Hoffnungen der blauen heißen Sonntage nicht nur für die ferienfreudigsten Menschen, sondern auch für das erwartungsvolle Fremden-gemeinde total erfüllt.

Wie der Himmel sich Mitte August etwas aufhellte, legte zwar hellenweise eine kleine Wölkchenwanderung ein, und nun konnte man beobachten, daß das Publikum sehr mit dem Feiern rechnet. Man will reisen — aber so billig wie möglich! Und ferner konnte man beobachten, daß Veranstellungen mit vorzüglichem Eintrittspreisen in den rheinischen Bädern sowie die verbliebenen Fahrten der Köln-Düsseldorfer Dampfstraßenbahn-Gesellschaft und einiger Autobus-Unternehmen sehr guten Zuspruch hatten. Die Inanspruchnahme der guten Hotels für längeren Aufenthalt zeigte in den ersten Sommermonaten eine Abnahme zugunsten der billigeren Gasthöfe und Privatpensionen, wurde aber durch stärkeren Ausländerbesuch von Holländern, Amerikanern und Engländern unge-fähr ausgeglichen. Ferner konnte eine Zunahme des Reisegelechtsverkehrs in Auto-bussen festgestellt werden. Diese Gelechts-verkehrspunkte, z. B. Wiesbaden, Koblenz, Köln usw., ohne die kleineren Orte durch längeren Aufenthalt zu berühren.

Der Sonder- und Wohnendzugverkehr der Reichsbahn war, unbeeinträchtigt vom Wetter, sehr lebhaft und brachte mander-orts sehr starke vorübergehende Verkehrsbe-lebung. Alles Publikum aber war sehr spar-sam. Die Erwartungen, die man anlässlich der Räumung des Rheinlandes auf den Fremdenverkehr gesetzt hatte, erfüllten sich lei-der nicht. Das schlechte Wetter sowie die schlechte Wirtschaftslage mögen die Ursache ge-wesen sein. Jahressumme ist der gesamte Rhein-Weinverkehr 1930 infolge der schlechten Witterung etwa um 5-10 Prozent zurückgegangen, finanziell ist dieser Prozentsatz des Rückganges jedoch bedeutend höher. Im Durchschnitt kann man wohl behaupten, daß er 25-30 Prozent gegenüber 1929 beträgt.

Bedeutende Steigerung hat die Jugend-wanderung erfahren. Auf den Jugend-herbergen Rheinlands war stärkerer Verkehr in diesem Jahre. Ridesheim z. B. das 1929 von April bis August einschließlich 11 438 jugend-liche Besucher hatte, kann für den gleichen Zeitraum 1930 die Zahl 27 221 nennen. Die Benutzung der Riederwaldbahn hat jedoch ab-genommen. Die Leute gehen zu Fuß zum Riederwald-Deinatal. Im Besonderen ge-werbe berührt nämlich Sparlichkeit auf der ganzen Linie. Das haben nicht zuletzt die rheinischen Bäder zu spüren bekommen. Die Kurkartenentnahme ging z. B. in Gatzig von 1471 im Vorjahre auf 1260 in diesem Jahre zurück. Man merkt aber andererseits auch die Konzur-

renz der ausländischen Bäder durch die ge-schädigte Tarifpolitik der ausländischen Bahnen, die stark im Gegensatz zu der Deutschen Reichs-bahn steht.

Im Rheinland ist ein Anwachsen des Holländerverkehrs festzustellen, was nicht zuletzt auf die zielbewußte Werbung des Rheinischen Verkehrsverbandes zurückzu-führen ist.

Starke Bewegung brachten das 10. Deutsche Bundesfestspiele sowie die Deutsche Landwirtschafis-Ausstellung in Köln in den rheinischen Fremdenverkehr. Aachen hatte durch das Reitturnier und die Heiligstigmusfahrt regere Belegung. Dort wird auch beobachtet, daß der Besuch aus Holland und Belgien sich hebt. Trier hat durch die Verkehrssteigerung erfahren. Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß der Rheinhaupt- und Ballantverkehr sehr stark trotz der schlechten Witterung fast überall im Rheinland gebogen hat. Die Ausgaben sind geringer, und die Durchschnitts-dauer des Kurz- und Ferienaufenthaltes in Ho-tels und Pensionen ist kürzer geworden. Der Wunsch nach günstiger Herbstwitterung, von der allgemein noch ein kleinerer Ausgleich erwartet wird, befehrt gegenwärtig das Rheinische Fremden-gemeinde.

Pro Kopf 1,14 Paar Schuhe Das Ausland ist anspruchsvoller

Durch die Reichshuhwoche ist das Interesse in besonders starkem Maße auf die Fußbelie-gung gelenkt. Zudem ist jetzt auch gerade die Jahreszeit, wo man an die Beschaffung etwas besseren und dunkleren Schuhwerks denken muß für die kalten, regnerischen Herbst- und Winter-tage.

Schuhe gehören so gut wie Kleid, Mantel und Hut zur Kleidung und ihnen sollte man fast noch mehr als diesen Pflege und Aufmerk-samkeit zuwenden, denn schlechtes Schuhwerk beeinträchtigt die ganze Erscheinung, schlech-tigste Schuhe schädigen aber vor allem die Füße.

Die einzelnen Nationen haben einen außer-ordentlich verschiedenen großen Verbrauch an Schuhen, wobei die statistischen Zahlen zeigen, daß wir Deutsche keineswegs mehr zu den Välkern gehören, die besonderes Interesse für gutes Schuhzeug bekunden. Unser Jahresver-brauch an Schuhen betrug 1929 pro Kopf der Bevölkerung 1,14 Paar Leder- und — im Verhältnis dazu eine relativ hohe Ziffer — 0,85 Paar Haus-schuhe. Der große Verbrauch an heuere Haus-schuhen erklärt sich durch die Neigung des Deutschen, es sich abends in seiner Häuslichkeit möglichst be-quem zu machen.

Unser durchschnittlichen Jahresverbrauch an Schuhen kommen am nächsten die Belgier, Dänen und Norweger, die pro Kopf und Jahr 1,1 Paar Leder- und 0,85 Paar Haus-schuhe ver-brauchen, Desterreicher und Schweden folgen mit je 1,2 Paar, Schweizer und Schweden mit 1,3 Paar.

Sehr viel an Spruchmaterial in be-zug auf das Schuhwerk ist man in Eng-land, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Kanada. Die Engländer verbrauchen jährlich pro Kopf der Bevölkerung

1,8 Paar Leder-schuhe, die Kanadier 2,2 Paar und den größten Wert auf gutes Schuhwerk legt man in USA, wo sogar 2,6 Paar Leder-schuhe jährlich auf jeden Einwohner errechnet worden sind. Das heißt also weit mehr als das Doppelte von dem, was wir in Deutsch-land verbrauchen.

Wir haben in Deutschland 1250 Schuh-fabriken, die im Jahre 1929 etwa 73 Mil-lionen Paar Leder-schuhe und 55 Millionen Paar Haus-schuhe, größtenteils für den In-landsbedarf hergestellt haben. Sie würden auch einen gesteigerten Bedarf mit Leichtigkeit decken können, da die Arbeitskraft der Fabriken im letzten Jahr in der Leder- und Haus-schuh-fabrikation nur zu 63,49 bzw. 71 Prozent aus-genutzt worden ist.

Wenn natürlich auch nicht von der Hand zu weisen ist, daß die schwierige wirtschaftliche Lage, unter der die Bevölkerung, man kann wohl sagen, das ganze Volk zu leiden hat, auch erhöhte Sparlichkeit im Schuhkonsum auferlegt, so darf man dabei doch nicht vergessen, daß das Sparen am Schuhwerk nicht immer Sparen am rechten Platz ist. Luxus-schuhwerk aus fiktiven Lederorten, das weit über dem Preis für gutes Gebrauchsschuhwerk liegt, wird sich niemals nur der laufen, der nicht zu rechnen braucht. Aber auch der Spar-same sollte stets nur qualitativ gutes Schuhwerk wählen, denn das erweist sich auf die Dauer auch als das Beste. Vor allem sollte man dafür Sorge tragen, daß man nicht Tag für Tag dieselben Schuhe trägt, denn durch das tägliche Tragen verlieren die Schuhe, die für die Gesundheit der Füße unbedingt erforderliche Porosität, sie verstopfen und säuern und der Fuß muß darunter leiden.

Wie die Schuhfabrikation feststellt, ist gegen früher der Konsum an reinem Arbeitsschuhwerk sowie an kräftigen Schuhen für große Wande-rungen zurückgegangen. Der Durchschnitts-streifen Schuh wird sowohl für die Arbeit, wie bei schlechtem Wetter und auf großen Touren getragen, sehr zum Schaden des Fußes und natürlich auch des zu leichten Schuhs, der auf solche Beanspruchung nicht eingerichtet ist und dadurch viel zu schnell verdrängt wird.

Es ist immer besser, sich ein paar kräftige Schuhe daneben zu halten, die einmalige Aus-gabe dafür rentiert sich durch die Schonung des feineren Schuhzeugs.

Fünfte Deutsche Verbraucherwoche Familie und Genossenschaft

Man schreibt uns: Der Reichsverband deutscher Konsumvereine e. V., Köln, veranstaltet alljährlich unter dem Namen „Deutsche Verbraucherwoche“ im ganzen Reichsgebiet eine einheitlich organisierte Verbraucherwoche. Die bisherigen Veranstaltungen dieser Art haben bei den angeschlossenen Ver-bräuher großen Anklang gefunden und gute Erfolge gebracht. Die „Fünfte Deutsche Ver-bräuherwoche“ findet in der Zeit vom 5. bis 12. Oktober dieses Jahres unter dem Zeit-geboten „Familie und Genossenschaft“ statt.

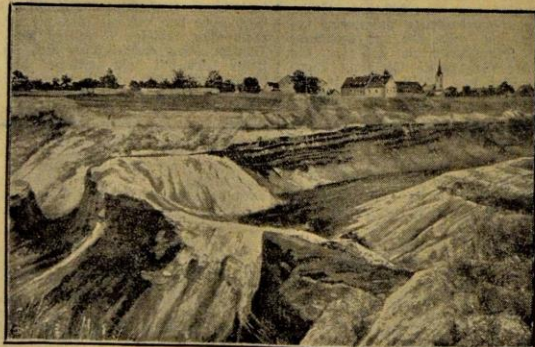
Zu dem Thema der diesjährigen Verbraucher-woche hat bereits im Juli dieses Jahres auf dem 21. Genossenschaftstag in Duisburg Prof. Dr. Th. Brauer, Universität Köln, in einem tiefgeführten Referat Stellung genommen. Als Vertreterin der Verbraucherinteressen er-läutet die Konsumgenossenschaft die Familie in ihrem wirtschaftlichen Mittelpunkt, dem Haus-halt. Die „Fünfte Deutsche Verbraucherwoche“ soll dazu beitragen helfen, die bisher noch viel-zug übliche Beurteilung der Konsumgenossenschaft durch die Wertung ihrer familien- und gesellschaftsaufbauenden Tendenzen zu erheben.

Den Genossenschaften des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine waren Ende 1929 764 960 Mitgliederfamilien angeschlossen. Die Zahl der Verteilungsstellen betrug 2313, der Umsatz rund 200 Millionen Mark. In 63 Pro-duktionsbetrieben wurde ein Umsatz aus selbst hergestellten Waren von 27 Millionen Mark erzielt. Hinzu tritt noch als Waren- und Pro-duktionszentrale die „Gepag“, Köln, mit einem Gesamtumsatz von 72 Millionen Mark und einem Eigenproduktionsumsatz von 10 Millionen Mark.

Immer gebildet. Eschen: Tante, Tante, da — du hast einen Floh! — „Nicht doch, Eschen, so lagt man nicht. Es heißt: ein Suppfäden!“

Wer an Hämorrhoiden leidet, tut gut, sich an die Sumbon-Gesellschaft, Berlin W. 8, Grod 71, zu wen-den. Diese Gesellschaft sendet gratis und franco jedem eine Probe ihrer ausgesuchten und bewähr-ten „Sumbon-Salbe“, nicht medizinischer Kaufmanns-schiff, über Hämorrhoidenleiden.

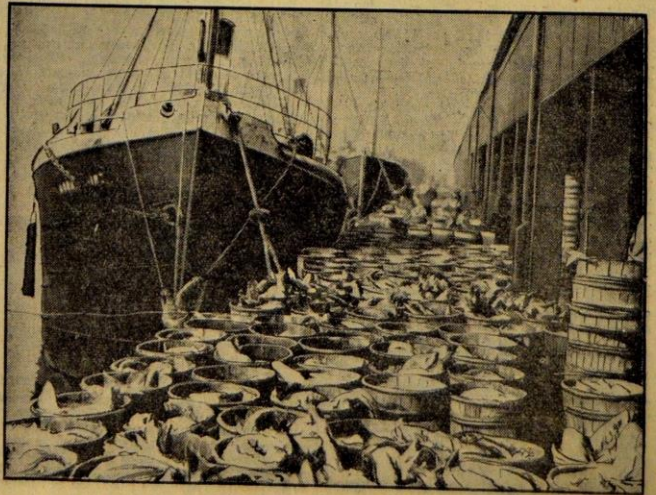
Das sterbende Dorf



Die Kohlenflöze im Deubener Braun-schleifenzweig Europas größtem Tagebau, die Ritze und die umliegenden Gehöfte ragen wie eine Insel aus den von allen Seiten heran-rückenden Gruben empor. Ein eigenarti-ges Landschaftsbild ist durch den entstan-nen Abbau der Braunkohlenflözen gewal-den, das unsere Aufnahme veranschaulicht.

steht, als Heimat gestrichen zu werden. Die Häuser stehen bereits hart am Abgrunde, die Ritze und die umliegenden Gehöfte ragen wie eine Insel aus den von allen Seiten heran-rückenden Gruben empor. Ein eigenarti-ges Landschaftsbild ist durch den entstan-nen Abbau der Braunkohlenflözen gewal-den, das unsere Aufnahme veranschaulicht.

Die Zeit des Heringsfangs ist da



Das Verfrachten der Heringe vom Taunshiff in die bereitstehenden Tonnen. Der Heringfang, ein bedeutender Faktor des deutschen Wirtschaftslebens, ist in vollem Gang. Angeheute Schwärme haben sich gerade

in diesem Jahr an der deutschen Küste ein-gefunden. Zu Tausenden und Abortausenden werden die Fische mit den großen Schlepp-netzen aus der See gezogen, werden gefleht, d. h. von den Gemeindeflecken befreit, gealzen und in Tonnen verpackt, um in die Städte verfrachtet zu werden.



Bauern aus dem bayerischen Oberland in dem Festzug
Das Münchner Oktoberfest hat begonnen. Aus allen Teilen Bayerns sind die Scharen der

Gäste eingetroffen, um das Oktoberfest, das große alljährliche Herbstvergnügen Münchens, zu feiern. Auf der Theresienwiese zwischen den Festbuden ist Hochbetrieb und Trachtenumzüge ziehen durch die Straßen.

Lotomotiven-Musik

Zwei Welten auf dem Internationalen Musikfest in Venedig

Es hätte nicht erst dieses Ausklanges bedurft, um die Bedeutung des ersten Internationalen Musikfestes in Venedig deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Und den Wunsch nachzumachen, daß öfter und regelmäßig solche Veranstaltungen wie die der letzten Woche in der Loggionestadt auch andernorts aufleben können mögen. Das Orchester des Augusteums in Rom, dirigiert von dem Maestro Bernardino Molinari, brachte zum Abschluß moderne Musik. Vor allem Arthur Honegger „Pacific 231“. Honegger sagt selbst, daß er „in seinem Pacific feineswegs die Geräusche einer Dampflokomotive nachzuahmen“ gedacht habe. Er wollte einen lebendigen Eindruck und das Gefühl physischer Freude wiedergeben und lebendig machen, der sich ihm bei einer objektiven Betrachtung gebildet habe: „Der mächtige Atem der Maschine im Zustand der Ruhe, die Gewalt des ersten Anhubes, sobald das beständige Anwachsen der Geschwindigkeit, bis sie endlich in jenen geradezu irrischen Zustand gelangt, zu dem Patos des Juges, der im 120-Stundenkilometer-Tempo durch die Nacht brukt. Als mittelaltliches Sujet habe ich mir dafür den Lokomotivtyp der Pacific-Wagen Modell 231 gewählt. Uebrigens ist diese wichtige Musik in Italien bereits in der berühmten Mailänder Scala aufgeführt worden, und sie hat in der ganz neuartigen Verwendung eines erst weiterer Zeit vollgültigen Vorwurtes jedesmal eine besondere und schöne Attraktion für die Zuhörer gebildet, so daß der Initiator des mit freiem Bild in die Zukunft schauenden Konzertsalters in Venedig, Adriano Luadri, reicher Beifall zuteil wurde.

Sonderbarerweise hat die moderne Musik zwei große Gebiete für sich zu erschließen, und hierin wird ebenso der Mensch des technischen Zeitalters wie auch der einer Epoche des Historismus produktiv. Während aber die modernen Franzosen, vor allem Claude Debussy mit Korlebe die Verbindung zu der traditionellen Musik pflegen und junge deutsche Komponisten — in bemerkenswerter Uebereinstimmung mit der jungen Malerei! — radikal auf neue Klangformung aus der Lebensmusik unserer Umwelt ausgehen, ist dagegen das nachdrückliche Komponistengeschlecht Italiens mit Korlebe bei der Interpretation historischer Vorwürfe beschäftigt. In Venedig wurde bei dem Internationalen Musikfest auch eine Serenata Mediceale, eine mittelalterliche Serenade, ein edles und rechtes Troubadour-Präzidium aufgeführt, das allein schon durch die eigenartige Zusammenfassung von Violoncell, Harfe, Fagott mit Saiten und Orchester eine ebenso altzeitliche wie bewußt selbständige Fassung bekommen hat.

Der Komponist ist Riccardo Jandonati. Er hat sich selber über seine Absicht ausgesprochen: „Vor dem freundlichen Hintergrund einer mittelalterlichen Burg präzidiert ein Troubadour auf der Feste und singt seine Serenade, die Zug um Zug unterbrochen wird von den Trompeten der Wächtposten, die in der heiteren süßlichen Nacht auf und ab gehen.“

Gar nicht soweit entfernt von dieser Musik sind auch die beiden symphonischen Stücke von Giuseppe Mulo, die er unter dem Titel „Singendes Sicilien“ zusammenfaßt. Ebenfalls lebendig und einfühlsam, wie er eine Nacht in Taormina schildert, befragt er auch die blühende Orangendämme. Man spürt die Mattigkeit der Nacht, in die sich dann von fern her der Gesang eines Landmädchens einmischt, anfänglich vom Orchester entwirrt, dann von einer Sopranstimme aufgenommen und von der vollständigen Begleitung unterstützt. Das vollständige Thema, das so einfach und anspruchslos anmutet, wird dann ganz allmählich weit und leierlich als letzte leuchtende Nacht und der ganze betäubende Duft der Orangendämme in Sicilien darin lebendig werden. Es sei nicht vergessen, daß auch Ferruccio Busoni mit seinem eleganten Wagnersied (Op. 42) zu Gehör kam, einer Arbeit, die er

beim Tode seiner Mutter geschrieben hat und worin er ebenso viel demütige Klage wie herzliche Liebe zum Sprechen bringt. Von Debussy kamen die drei betanten symphonischen Stücken, die er unter dem Titel: „Das Meer“ zusammengefaßt hat, zur Darstellung. So hat dieses große Musikfest mit einem vollen Ton die neue Musik anklingen lassen und ist selber damit zu einem schönen Ausklang gekommen. Dr. Walter Linde.

Uraufführung in Düsseldorf

Das neue Schauspiel von Georg Kaiser, „Mississippi“, wurde an einem Tage in 17 deutschen Theatern zum ersten Male gespielt und wird nicht ohne Widerpruch bleiben. Die Uraufführung in Düsseldorf, das erste Ereignis dieses Theaterwinters im Rheinland, wurde ein lauter Erfolg, obgleich der Dichter die Beifallsfreude seiner Zuhörer nicht herausfordert. Denn der 52jährige Georg Kaiser, man hat ihn wegen seiner vorwegenen Weltanschauung der Denkspieler genannt, gebürtig mit der geistigsten Knappheit seiner Sprache die Spannung großartiger, ungewöhnlicher Ereignisse, um zu den denkfernen Ergebnissen seines Verstandes zu zwingen. Das ist jetzt die „Gas“ (1918) am fühlbarsten gelungen, wenn auch die Lösung im Kunstwert fehlt, die er als Dichter nicht ausdrückt, aber deutlich veranschaulicht. Es ist eine sehr zeitgemäße Frage: Ist der Staat ein Schatz für die Armen gegen die Reichen oder eine Einrichtung der Reichen und Besitzlosen? Die tatsächliche Handlung ist die Ueberschwemmung des Mississippi; er bedroht New Orleans; die Flutdämme müssen gesprengt werden, um die Stadt zu retten. Aber die Farmer auf dem Land, das durch die Sprengung verloren geht, wollen ihre Häuser nicht verlassen; denn sie hassen die Stadt, in der die Sünde, die Ausbeutung, das Böse haust, und die Ueberschwemmung ist ein Strafgericht von Gott. Sie haben eine Sekte gegründet und wünschen in religiösem Wahnsinn, daß die Stadt zerstört wird; sie wollen die ganze Welt verbessern. Aber die bewaffnete Macht des Staates ist stärker; ihr Führer stirbt wie ein Held. Das ist lächerlich, falsch und verborgen in dem Zeitstid, das durch diese gewalttätige Erfindung zeitlos wird. Das großartige Spiel von Menschen, die den Sinn ihres Lebens nicht begreifen, wird verwirrt; das Schicksal einer Masse vernünftiger Menschen biegt um, an dem Schicksal eines Einzelmenschen wird die Frage bewiesen, die vom Dichter nicht beantwortet wird. Dafür gibt er einen theatralischen Effekt; das Ganze ist beinahe verfallen erdacht, aber es spielt sich zu einem Ende, über das pomphaft der Vorhang fällt.

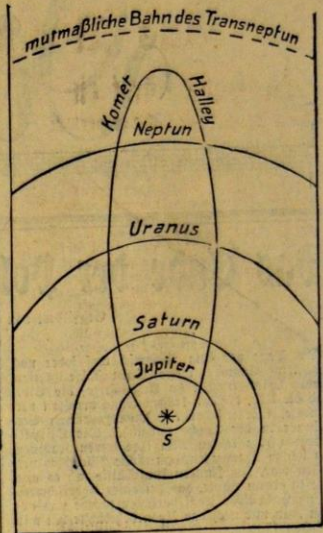
Die Aufführung unter der Leitung des Intendanten Gustav Vinde mann umging diese Schwäche und setzte eine groß gefeierte Nacht in die Mitte; es war der Schauspieler Franz Evertz; er gab das überwältigende Erlebnis des Abends als Führer der zusammengerotzten Farmer.

Die Entdeckung des transneptunischen Planeten

Wie schon in den Zeitungen gemeldet wurde, ist es dem Lowell-Observatorium in Arizona Anfang dieses Jahres gelungen, in den Zwillingen einen lichtschwachen Weltkörper zu entdecken, der vermutlich jenseits der Neptunbahn um die Sonne läuft und der längst vermutete Planet am Rande unseres Sonnensystems sein könnte. Man gab ihm den Namen Pluto.

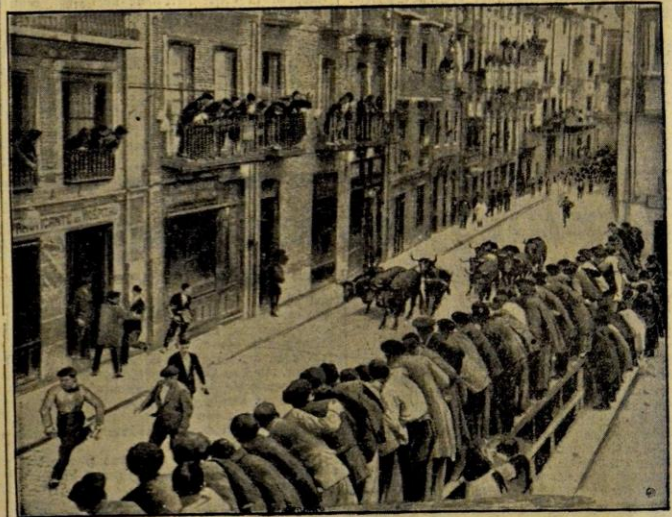
Der bisher letzte Planet unseres Sonnensystems, Neptun, wurde am 23. September 1846 auf Grund einer Berechnung entdeckt. Uranus, der bis dahin letzte bekannte Planet, zeigte nämlich in seinem Lauf einige Unregelmäßigkeiten, die man sich nicht erklären konnte. Verschiedene Astronomen vermuteten, daß die Störungen in der Umlaufbewegung von einem weiter entfernten, noch unbekanntem Planeten herriührten und berechneten die Bahn und den Ort des vermutlichen Weltkörpers. Tatsächlich wurde dann auch auf Grund dieser Rechnungen der neue Planet entdeckt. Schon damals äußerte der französische Philosoph Babinet die Ansicht, daß nur ein Teil der Uranusstörungen sich durch die Einwirkung von Neptun erklären läße. Um alle Störungen zu erklären, müßte noch ein weiterer Planet in etwas fünfmal so großem Erdbahndurchmesser angenommen werden. Ob diese Ansicht zuträfe, konnte man lange Zeit nicht mit Sicherheit sagen. Immerhin machte sich eine Schar von Astronomen an die Arbeit, auf Grund der wenigen Störungsangaben den neuen Planeten zu berechnen. Es ist dies zwar eine mühevolle Rechnung, da sie für noch unbekannt Größen gewisse, allerdings nicht ganz unabweisbare Größen annehmen mußte. Man beschränkt diesen Weg im Vertrauen auf ein gewisses Glück, das man auch in der Astronomie haben muß, wenn einmal ein großer Wurf gelingen soll.

Unter diesen Arbeiten ist auch eine Berechnung des bekannten amerikanischen Astronomen Lowell, die ähnlich wie die Berechnung, die zur Entdeckung des Neptun führte, aufgestellt war. Die Rechnung führte schließlich auf zwei Gebieten des Himmels, in denen der Planet gesucht werden sollte. Die Helligkeit sollte einem Stern zwölfter bis dreizehnter Größe entsprechen, die Masse fünfmal so groß wie die Sonne etwa dreihundertmal so groß sein wie der Abstand der Erde von der Sonne. Das ließ auf einen Umlaufzeit von 300 Jahren schließen. Gegenwärtig, im Jahre 1930, mußte der Planet in den Zwillingen stehen. Nach jahrelangen, mühsamen Nachforschungen ist es mit besonderen Instrumenten endlich dem Lowell-Observatorium gelungen, ein Einfließen am Himmel zu entdecken, das der Bewegung nach der gesuchten Planet sein könnte. Es zeigt allerdings eine merklich geringere Helligkeit, als sie berechnet war.



Die tatsächlichen Daten, die über den neuen Weltkörper vorliegen, sind noch sehr gering. Die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik dürfte nahe an 20 Grad, der Abstand von der Sonne an 40 bis 43 Erdbahnradien betragen, so daß die Umlaufzeit auf etwa 270 Jahre (Uranus braucht zu einem Umlauf 165 Jahre) geschätzt werden kann. Eine Scheibenform ist in dem großen Abstand nicht erkennbar. Wahrscheinlich liegt ein Körper von ziemlich hoher Dichte und von geringem Durchmesser vor, wenn die berechnete Masse einigermaßen zutrifft. Die Farbe ist wahrscheinlich gelblich. Allen Ansichten nach werden also die Planetenriesen Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun in jenen Fernen wieder von Zwergplaneten umgeben sein, ein Ergebnis, das nach unseren ganzen Anschauungen über die Entstehung des Planetensystems nicht ohne weiteres zu erwarten war.

Unabhängig von Lowell haben zwei andere Astronomen in derselben Gegend einen weiteren Planeten vermutet, weil im Abstand von etwa 47 Erdbahnradien mehrere Kometen ihre Sonnenferne haben. Nach dem Astronomen Grigg sollte der Transneptun, dem er das Einjahren jener Kometen zuschrieb, nur etwa 13 Grad von dem Entdeckungsort stehen. Kos.



Der Stier ist los! — Hochstimmung im spanischen Stiertamp. Täglich einmal, zu den großen Eröffnungsstiertämpfen, werden die Tiere durch die Straßen der Stadt getrieben (unser

Bild). Die Straßen sind mit Brettern abgeriegelt. Um die Stiere zu reizen, schmeißen die Reiter die bunten Fächer. Schließlich werden die Tiere am Schluß der aufregenden Jagd in die große Arena getrieben und die eigentlichen Stiertämpfe nehmen ihren Anfang.

Die stille Stunde

Der Rechtsanwalt der Ratten

Stete vor Gericht — Selbstne Prozesse gegen Stiere, Pferde, Ratten und Insekten — Hähnchen dürfen keine Eier legen.

Vor kurzer Zeit wurde im mittleren Westen der Vereinigten Staaten eine eigenartige Gerichtsverhandlung abgehalten. Ein Hund, der einige Schafe zerissen hatte, wurde vor ein Gericht von Landwirten gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet! Dieses seltsame Verfahren ist wohl ein Liebeserlebnis aus längst vergangeneren Zeiten, in denen es gar nicht ungewöhnlich war, auch Tiere vor den Richter zu stellen. Einige Fälle dieser Art erzählt der amerikanische Kriminologe S. H. B. S. in A. N. T.

In frühen Epochen der Kultur ließ der primitive Mensch seinen Jörn nach dem an leblosen Dingen aus, denen er die Schuld an irgend einem Unglück beimaß, ähnlich wie jetzt noch Kinder den bösen Tisch schlagen, an dessen Esstisch sie sich getroffen haben oder wie ein Verketteter das Meer peitschen und Ketten hineinwerfen. Die Morbidinstrumente wurden in früheren Zeiten ebenfalls angefaßt und, zur „Verbannung“ verurteilt, außerhalb der Stadtgrenzen weggeworfen. In England wurden sie auch den Verwandten des Ermordeten übergeben, damit er seine Rache an ihnen fühle, oder sie wurden verkauft, und der Erlös wurde den Hinterbliebenen des Ermordeten überlassen. Wurde z. B. jemand von einem fahrenden Wagen überfahren, dann verließ der ganze Wagen den Hinterboden, die dagegen nur auf ein Rad hinruhten, wenn jemand durch dieses Rad bei Stillstand des Wagens beschädigt wurde. Ein im Schiffslocher fahrendes Schiff wurde konfiszieren, wenn es jemand verließ hatte, nicht aber ein Fahrzeug im Salzwafler, da es dort mehr dem Willen der Wellen ausgesetzt und daher am Unfall „schuldlos“ war. Auch Bäume wurden abgefaßt, wenn jemand von ihnen herabfiel. Häufiger als über solche Dinge sah man über Tiere Gericht. Solche Fälle werden aus Europa und aus Amerika berichtet. Im Jahre 1457 wurde in Savigny eine Sau mit 6 Ferkeln angefaßt, weil die Tiere ein Kind getötet und halb aufgefressen hatten. Die Ferkel wurden wegen ihrer Jugend freigesprochen, und wohl auch deshalb, weil sie nur von der Mutter weils führten worden waren; die Sau aber wurde zum Tode verurteilt und auf dem Marktplatz auf einem Galgen aufgehängt. Da der Eigentümer der Ferkel für ihr künftiges Wohlverhalten nicht bürgen konnte, wurden sie eingekerkert und der Leinsherrin geschickt. In ähnlicher Weise wurde 1494 ein Schwein schuldig gesprochen und gehängt, „damit ein abschlechtes Beispiel statthandelt werde.“ Im Jahre 1814 tötete in Frankreich ein Stier einen Mann, und das Tier wurde auf Parlamentsbefehl aufgehängt; dasselbe Urteil wurde 1889 in Dijon an einen Stier wegen Mordes an einem Menschen vollstreckt. 1694 wurde ein Pferd in Sizilien nach dessen Grund verbannt.

Kleinere Plagegeister wie Ratten, Mäuse, Schlangen und giftige Insekten aller Art wurden mit besonderer Vorliebe angefaßt. Einer der interessantesten Prozesse fällt ins 16. Jahrhundert; damals wurden bei Kutun die

Ratten angefaßt, die Ernte aufgefressen zu haben. Sie wurden für einen bestimmten Tag vor Gericht geladen, wo sie begreiflicherweise nicht erschienen. Ihr bestellter Verteidiger Bartholomäus Schallane, nach sich ihrer mit gleichem Eifer wie seiner menschlichen Klienten an. Er brachte zunächst vor, daß die Ratten über so freie Orte verstreut seien, also eine einzige Verlobung nicht genüge. Dieser Einwand wurde gewährt, und eine zweite Verlobung ertaltes, die in allen Ortschaften von der Ratten verliens durchgeführt wurde. Als bei der nach langer Zeit stattgefundenen Verhandlung die Vorgeladenen wieder nicht kamen, verteidigte sie ihr Anwalt mit der Begründung, der Weg sei sehr weit, schwer und gefährlich wegen der vielen Ratten. Da die Angeklagten also nicht mit Sicherheit und unbedroht kommen könnten, ließ sie aufzukommen. Man mußte erst die Richter einen Befehl an die Ratten ertaltes, sich den Ratten gegenüber

nichts zu Schanden kommen zu lassen; da aber die Bauern für ihre Ratten nicht bürgen konnten, verließ die Klage im Sand. 1545 begannen die Weinbauern von St. Julien einen Prozeß gegen schädliche Insekten, die die Reben zerstört hatten; die Tiere wurden aber von zwei tüchtigen Anwälten so glänzend verteidigt, daß sie freigesprochen wurden; übriges verhandelt die dann von 1687 bis 1877 wurden sie wegen ähnlicher Missetaten wieder angefaßt, und es kam zu zahlreichen Verhandlungen. Da wurden die Winzer ungeduldig und schlugen den Anwälten vor, sie würden ein Stück Land opfern, auf dem die Insekten nach Belieben leben und sich vermehren könnten, vorausgesetzt, daß sie damit einverstanden wären. Da aber die Anwälte nicht sicher waren, ob die Insekten das Angebot annehmen würden, wendeten sie ein, das angebotene Grundstück sei ertraglos und unfruchtbar, und wiesen den Vorstoß zurück. Wie die Sache ausging, weiß man nicht, da das letzte Blatt jener Chronik fehlt. Schließlich sei noch eines Hähnchens gedacht, der 1474 in Basel ein Ei gelegt haben soll, was ihm der Magistrat als Mißachtung anreichte. Deshalb wurde er auf einer Anhöhe vor der Stadt festlich an einen Pfahlspieß verbannt.

Niesen und Gähnen

Der Aberglaube, der sich an das Niesen der Menschen knüpft, geht auf die ältesten Zeiten zurück. Homer schon schrieb in seiner Odyssee von einer Prinzessin, welche die Götter um ihr Gebet kam beendete hatte, mühte ihr Sohn niesen. Darin erklarte sie ein Zeichen, daß die Götter ihrem Niesen Gehör schenken würden. Während Xenophon einst eine Ansprache an seine Soldaten hielt, begann einer der Mannschaften fröhlich zu niesen. Der General sah darin ein Zeichen Jupiters, daß die Truppe in den Gefechen eine tadellose Haltung bewiesen würde. In Frankreich pflegte man früher auf der Straße den Hut abzunehmen, wenn einer der Passanten niesen mußte, wofür dieser dann höflich dankte. Auch in England schenkte man dem Niesen besondere Beachtung. Von dem Bischof von Exeter, Josef Hall, wird berichtet, daß das Niesen seines engeren Freundes ein Zeichen der Freundschaft gewesen sei, wenn er es vernahm, den Hut zu läßt sein Niesen des Bischofs. In Wales wurde das Niesen im allgemeinen als die Ankündigung eines Unglücks gedeutet. Es galt dagegen als glückliches Anzeichen, wenn man mehr als einmal niesen mußte. In Deutschland galt es als unheimbringendes Zeichen, wenn man mehr als dreimal zu niesen genungen war. In einigen Teilen des Reiches ist eine abergläubische Ausage im Niesen die Lebensdauer eines bösen Geistes. Deshalb soll sich die Geoplogen eingebürgert haben, dem Niesenden zuzurufen: „Gott segne Sie!“ in der Annahme, die Zauberkraft dieses bösen Geistes brechen zu können. In anderen Gegenden sah man im Niesen den Vorboten einer anstehenden Krankheit, weshalb man mit dem erwähnten Segenswunsch zu antworten pflegte.

Niesen und Gähnen sind physische Erscheinungen, deren Ursachen nach der Klärung harrten. Niesen künstlich Reiz vermögen wir nicht zu niesen, beim Gähnen liegt es anders. Im Vollglauben sieht man im Niesen zwischen Mittag und Mitternacht ein glückliches Vorzeichen, das mit seelischen Eindrücken zusammenhängt. In den Tagen der Königin Elisabeth von England gab es genau Ausdeutungen über Gähnen und Zeit des Niesens. Das ganze Volk brachte diesen Ausdeutungen besonderes Interesse entgegen. Zwei bis viermal niesen kündete Glück an, ein bis dreimal Unglück. Die Voraussage eines besonderen Ereignisses bedeutete es, wenn zwei Menschen gleichzeitig niesen mußten. Wenn ein Indianer krank wird und niesen muß, wünscht er seine Krankheit unter lauten Schreien dem einen oder anderen bösen Geist. Ist er dann von der Krankheit genesen, so wechselt er sofort seinen Namen, damit, wie der naive Naturmensch fürchtet, der böse Geist ihn nicht wiederzuerkennen vermag. Der gläubige Brahmane pflegt beim Niesen sein rechtes Ohr zu berühren, weil er des Glaubens ist, daß durch das Ohr das laute böse Geistes in den Menschen fahren können. Durch das Berühren des Ohres meint er die bösen Geister zu verjagen.

Das moderne Dorndröhen

Die Lehrerin erzählt das Märchen vom Dorndröhen und fragt dann: „Womit also weckte der Prinz das schlafende Dorndröhen?“ — „Aun, Gretchen?“ — „Sie weiß es nicht.“ — „Aber, Gretchen, überlege doch mal! Er gab ihr das, was deine Mutter dir jeden Morgen nach dem Erwachen gibt! Also?“ — „Sehst du, Gretchen, ich weiß es zu wissen und antwortet frohlockend: „Einen Löffel Lebertran!“

Schreibende Zunft

Tägliche Anekdoten von Dichtern und Journalisten

Koda Koda war im Krieg Berichtserstatter eines Wienerblattes. Von Front zu Front zog der Meister der Anekdoten, im Rückfall eine von der Redaktion zur Verfügung gestellte Schreibmaschine.

Der Krieg war aus. Koda sah wieder daheim bei Weib und Kind, in München. Da kommt eines Tages von seiner Zeitung, ein Brief, der Herr Koda möchte die Schreibmaschine wieder abliefern. „Rücksendung nicht möglich, die Maschine wurde mir unter den Händen von einer Granate zertürmelt!“

Bei Tisch sprach man von der Ehe. Jemand wandte sich an Bernhard Schaw und sagte: „Der Mann, der seine Frau schlecht behandelt, verdient, daß ihm das Haus über dem Kopfe angezündet wird.“ — „Schaw, der diesen Mann gut kannte, lächelte: „Aun, ich glaube, Sie werden Ihr Haus gut versehen haben!“

Ferome K. Ferome unterhält sich mit einem Wissenschaftler. Der sagt ihm aus einander, daß die Erde, wenn sie jemand zu einer Scheibe auswalzte, ungefähr zwei Meilen hoch mit Wasser bedeckt würde. Darauf unterrichtete ihn Ferome hinsichtlich: „Wenn Sie so einen Kerl sehen, schlagen Sie ihn gleich tot! Ich kann nämlich nicht schwimmen!“

Als der Romanschriftsteller Felix Holzländer noch Dramaturg des Deutschen Theaters war, sagte er eines Tages seinem Direktor Max Reinhardt, es möge nun, nachdem der erste Teil „Kauf“ aufgeführt sei, auch der zweite Teil folgen. — „Warum?“ will Reinhardt wissen. — „Audiatur et altera pars!“ meint Holzländer.

Gerhart Hauptmann besuchte einmal den Lustspielautor Blumenthal und besagte sich bitter über den finanziellen Mißerfolg seines letzten Stückes. „Da hab ich mich wieder schön verrechnet!“ — „Blumenthal höfete sein Einnahmestonno, legte es Hauptmann vor und lächelte: „Ich verrechne mich nie!“

Ernst Dittauer war in einer Gesellschaft. Eine Dame sprach ihm an: Herr Dittauer, Sie haben vor einem Jahre ein hübsches Gedichtbuch herausgegeben, ich hatte es mit gekauft.“ — „Dittauer springt vor Freude auf: „A! — Sie waren das!“

Der Dichter Spieckler stellt sich bei einer Probe einer Schauspielerin vor: „Spieckler.“ — „Froht Neujahr!“ begrüßt sie ihn.

Der Weg aus dem Dunkel

(Nachdruck verboten) Roman von Georg Julius Petersen (47. Fortsetzung)

In Ausdruck und Form natürlich unbeholfen, ließ die Darstellung selbst, die Thomas Schaffer namentlich von jener Vormacht, an Unschönheiten nichts zu wünschen übrig. Schon in der Wirklichkeit von Adolf Groß hatte Kraft Gelegenheit gefunden, ihn, Thomas Schaffer, auf die gepöbelte Geistes des freigelegten Viehhändlers aufmerksam zu machen und anzudeuten, daß beide, Kraft und Schaffer, für den Keil ihres Lebens genug hätten, selbst wenn sie sich nur in die Summe teilen könnten. Der Verdacht hatte nicht gleich Erfolg gehabt mit seinem verdorbenen Gerüche; erst auf der Beiläufigkeit, die sie, auf dem Wege der ursprünglichen ganz wo anders hatte hinanziehen wollen — zurücklegten, war Kraft deutlicher geworden. In einer Weizfreudung hatte er dem Betrunkenen die Zügel aus der Hand genommen und das Fußwehr nach dem Freizeiter Moor gelenkt. Unterwegs hatten sie Heinrich Strecker, der in der Wirklichkeit seinem ehemaligen Ständemengen aneinandergeraten war, überhaßt, auf dem Boden des Dorfordorbes, das war dann bis zu der Kuhle, die seitdem Wurdhule genannt wurde, und dann war es gegangen. Kraft hatte den Viehhändler mit einem schwarzen Gegenstand bewußlos gemacht, ihm die Gelbtaube abgehakt, und durch sein entschlossenes Vorgehen Thomas Schaffer der Art angetrunken war, förmlich überbrumpelt und zum Weilen genutzten. Beide hatten mit einem Schwung den Besüßten in die Kuhle gemorren und das Fußwehr nahe an das Gewässer gezogen, um später den Einwurf zu ermeden, als sei der Viehhändler, nachdem er seine Begleiter vor dem Dorf abgelenkt, in die Drie gefahren und bei dem Versuch, aus dieser gefährlichen Lage herauszukommen, in die Kuhle gestürzt und umgekommen, die Wunde am Kopf konnte als von einem Sturz kommend gedeutet

werden. Heinrich Strecker in den Verdacht des Mordes zu bringen, davon hatte Kraft über und während der Zeit kein Wort gesagt, jedoch falls man seinen Gehorsam nicht losgerissen zu machen, die Notwendigkeit, alles zu leugnen und stillschweigend zuzusehen, wie Strecker in den Verdacht des Mordes geriet, war erst an Schaffer herangetreten, als Kraft ihm am andern Morgen erklärt hatte, er selbst würde alles bekräftigen, wenn sein Genosse sich von seinem Gewissen übermäßig und wohl gar alles gehen lassen würde; bald darauf waren sie zur Vermählung geblieben worden, das Geld hatten sie vorher geteilt. Das heißt, Kraft hatte wohl schon in der Nacht, während der besetzte Schaffer schlief, die Gelbtaube um eine ansehnliche Summe erleichtert, bevor es ans Teilen gegangen war. Die Taube ließ hatten sie in einem Winkel versteckt, wo sie unentdeckt war. Und das Geld, das bei Heinrich Strecker im Bützel gefunden wurde — wer von euch beiden hatte das da niedergelegt?“ fragte der Gemeindevorsteher. — „Kraft.“ — „Gleich nach der Mordtat?“ — „Aun, so gehen sechs Uhr morgens, wie er mir nach seiner Rückkehr gesagt.“ — „Wie kamst du zu einer solchen Gemeinheitschweigen?“ fuhr Mohr auf. — „Thomas Schaffer lenkte tief den Kopf mit dem krummen Saar.“ — „Und hat Kraft sich nie wieder um dich gekümmert?“ — „Sa, einmal war Kraft noch an seinen Gehorsam herangetreten. Er hatte nach der Taube gefragt. Schaffer hatte ihm erklärt, die hätte er verbrannt. In Wirklichkeit hatte er an einen anderen Ort gebracht und sie mit sich in seine Hütte genommen, die er sich viele Jahre nach der Mordtat neben der besetzten Kuhle

errichtet hatte; was sie ihm seitdem bedeutet hatte, das konnte er nicht in Worte kleiden, und von den Anwesenden ahnten es wohl nur zwei: Stöhr und Marianne. — „Und du kannst auf deinen Eid nehmen, was du uns hier erzählt hast?“ fragte nach einem Stillschweigen der Gemeindevorsteher, Schaffer seinen Namen unter das Protokoll. — „Das geschah. Eine Hand, die des Schreibens entworfen war, malte mühlos einen Namen hin, der Gemeindevorsteher und Stöhr beglaubigten die Richtigkeit, und dann stand Mohr auf. Schauer und breitbeinig stand er neben dem Tisch. — „Heinrich Strecker, ich habe dir unrecht getan, hier ist meine Hand.“ — Ein Gelächter ließ alle zusammenfahren. „Sagst du das als „amtliche Person“ oder als gemeinlicher Mensch?“ rief der Alte mit einem wilden Blick. — „Da erhob sich Lehzer Stöhr. Die lange Gestalt mit dem nordwärts gedrehten Haar, das mit die rauchgelbste Dade berührte, gab der Szene, die einem Tribunal gleich, etwas Phantastisches, nahezu Geistesartiges: wie ein Richter stand er im Schatten der Petroleumlampe, mit strahlenden Augen. — „Strecker, ich ließ er sich vernehmen, wenn Johannes Mohr jetzt das tut, was seine Menschenschonheit ihm einigt, dann dürfen Sie ihn nicht hohnvoll zurückweisen. Empfindungen dieser Art müssen Sie abgustreifen versuchen, oder die Zukunft bleibt für Sie ebenso trübe, wie die Vergangenheit es war.“ — „Weiß denn ein Mensch, was ich gelitten habe?“ — „Wir ahnen es, Strecker, wissen können wir es nicht. Das geht eben so sehr über Menschenkraft wie das Erkennen von Dingen, die wir mit unseren Augen nicht sehen können. Auch die Beschwerden von damals irren und werden, doch von der Richtigkeit ihres Urteils überzeugt.“ — „Sie würde und wüßte in dem Gesicht des Alten. Da hob seine Frau, die neben ihm stand, sanft seinen Arm, und dann hing eine

schwierige Hand in der Schwere, Mohr ersuchte sie, nicht in Worte kleiden, und dann war es gleich wieder los. — „Und was machen wir nun mit dir?“ wandte er sich an Schaffer, der mit großen Augen von einem zum andern gelblich hatte. — „Wißt du wieder in dein Haus, oder mit mir kommen?“ — „Morgen früh fahren wir in die Stadt.“ — „Schaffer warf einen ängstlichen Blick nach dem Fenster. „Hierbleiben“, kam es im Marmelton zurück. — „Er kann hier übernachten“, sagte Strecker. — „Im Stall oder hier auf der Diele, Stroß genug.“ — „Gut, Morgen in aller Frühe gehen wir noch eben mal nach der Mordhütte. . . nach Schäfers Hause“ verbeisterte Mohr sich, um die Taube zu holen. . . Zu welcher Zeit war Schaffer hier angefallen gekommen sein?“ — „Gegen elf“, antwortete Marianne. — „Jetzt ist es halb zwei. Wie Kraft wieder nach Hause gekommen ist, läßt sich nicht eraten. Höchstwahrscheinlich zu Fuß, und dann kann er noch nicht in der Stadt sein. Auf jeden Fall werde ich mich sofort telefonisch oder telegraphisch mit der Polizei in Verbindung setzen. Gute Nacht.“ — „Er gab Strecker und seiner Frau die Hand, und dann auch, nach kurzem Bedenten, Thomas Schaffer; Mariannes überließ er. — „Du hast Fräulein Schillings vergessen“, sagte Stöhr mit Nachdruck. „Düme sie finden wir bestimmt nicht hier.“ — „A! das ist?“ — „Er sah Marianne scharf an. Gute Nacht, Fräulein.“ — „Marianne gab den Gruß zurück. — In dieser Nacht tat außer den Kindern keiner in der Moororte ein Auge zu. Gegen fünf Uhr hielt es den alten Strecker nicht länger im Bett. Er zog sich an und stapfte über Thomas Schaffer, dessen Lagerort den kleinen Flur ausfüllte, hinweg und ging ins Freie. — Der Tag graute schon. Ein kühler Wind strich vorbei, aber der Regen hatte nachgelassen. (Fortsetzung folgt)